

«Vergleiche mit dem Holocaust haben in der Pandemie zugenommen»

Im Gespräch Krisensituationen wie die Corona-Pandemie sind ein Nährboden für Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit, sagt Dina Wyler.

Rahel Urech

Vandalen sprayten «Impfen macht frei» an die Wand neben der Bushaltestelle Sonnenberg in Thalwil, dahinter ein Hakenkreuz. Die Formulierung erinnert an die Aufschrift «Arbeit macht frei», die über den Konzentrationslagern Auschwitz und Dachau prangte. Dass die aktuelle Impfkampagne des Bundes gegen das Coronavirus mit dem Holocaust verglichen werde, sei absurd, sagt Dina Wyler, die Geschäftsführerin der Stiftung gegen Rassismus und Antisemitismus (GRA).

Was veranlasst Sprayer, einen solchen Schriftzug anzubringen?

Es handelt sich um billige Aufmerksamkeitshascherei. Das Phänomen der Holocaustvergleiche ist nichts Neues. Wir beobachten, dass es während der Corona-Pandemie aber immer öfter zu Vergleichen kommt, mit dem sowohl linke wie rechte Lager ihre Unzufriedenheit bekunden. An mehreren Anti-Corona-Demos traten Personen auf, die Judensterne trugen, um sich als Opfer der Regierung darzustellen, was absurd ist. Immerhin leben wir in einer gut funktionierenden Demokratie und konnten sogar über das Covid-19-Gesetz abstimmen. Solche Vergleiche sind gefährlich.

Weshalb?

Man stellt sich irgendwann die Frage: Wenn Maskentragen und Homeoffice so schlimm sind wie der Holocaust, wie schlimm war der Holocaust dann überhaupt? Die Vergleiche führen zu einer Verwässerung des Geschichtsverständnisses. Das schlägt sich in Studien bereits nieder: 40 Prozent der jungen Deutschen sagen, dass sie nicht genau wissen, was während des Zweiten Weltkriegs passiert ist. In der Schweiz sagt laut einer aktuellen Studie der ZHAW jeder zehnte jüdische Befragte, dass er von einem Nichtjuden gehört hat, dass der Holocaust übertrieben dargestellt werde.

Gleichzeitig zur Relativierung des Holocausts beobachtet die GRA, dass Antisemitismus und Rassismus einen Aufschwung erleben. Was ist los mit unserer Gesellschaft?

Krisensituationen wie die aktuelle Corona-Pandemie sind ein Nährboden für Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit. Viele Menschen sind verunsichert, denn in unserer vorhersehbareren, mit wissenschaftlichen Fakten abgestützten Welt sind wir es nicht mehr gewohnt, mit Ambivalenzen umzugehen. Und weil diese Situation schwer auszuhalten ist, brauchen sie einen Schuldigen und sind anfällig für Verschwörungstheorien. Vor allem in Chatforen wie Telegram beobachten wir zurzeit viele antisemitische Äusserungen.

Welcher Art?



Anspielungen auf den Holocaust sind gefährlich, sagt Dina Wyler von der Stiftung gegen Rassismus und Antisemitismus. Sie steht vor der Wand, an die Vandalen «Impfen macht frei» sprayten. Foto: Manuela Matt

«Das Wort <Jude> als Schimpfwort zu benutzen, ist kein harmloser Jugendslang.»

Diese Leute glauben unter anderem, dass die Pandemie von einer mächtigen Elite geplant ist. Bei dieser mächtigen Elite soll es sich um Juden handeln.

Warum gerade die Juden?

Juden mussten schon immer als Sündenbock herhalten. Das basiert auf dem frühchristlichen Narrativ, dass Judas stellvertretend für die Juden Jesus an die Römer verraten hat. In den Köpfen der Leute war verankert, dass Juden für sich selbst immer das Beste herausholen wollen. Als im Mittelalter die Pest grassierte, sagte man, die Juden hätten die Brunnen vergiftet. Später kam dann das bekannte Vorurteil von «Juden, Geld und Macht» auf. Auch dies hat historische Gründe: Juden war es damals verboten, ein Handwerk auszuüben und da es als unchristlich galt, im Zinswesen tätig zu sein, füllten die Juden diese Lücke und gingen der unbeliebten Tätigkeit des Geldeintreibens für den Adel nach.

Wie soll man auf solche Verschwörungstheorien reagieren? Und wie auf einen Neonazi, der in der Badi Feldbach ein tätowiertes Hakenkreuz zur Schau trägt, wie letztes Jahr geschehen?

Anders als in Deutschland ist in der Schweiz das Tragen dieses Symbols nicht strafbar, solange man damit nicht für eine Ideologie wirbt. Im Alltag ist wichtig, dass die Bevölkerung rassistische und antisemitische Sprüche nicht ignoriert, sondern dem gegenüber klar macht, dass solche Aussagen nicht in Ordnung sind. Wir von der GRA arbeiten auf eine wache, engagierte Zivilbevölkerung hin, denn Rassismus darf nicht mehrheitsfähig werden. Der wichtigste Ansatz ist hier die Sprache. Denn sie formt unser Denken. Das Wort «Jude» als Schimpfwort zu benutzen ist kein harmloser Jugendslang. Deshalb haben wir die Website stopantisemitismus.ch lanciert, auf der wir antisemitische Äusserungen aus dem Schweizer Alltag beleuchten und einordnen.

Was versprechen Sie sich davon?

Es ist wichtig, dass die Bevölkerung versteht, wann ein Begriff rassistisch ist und weshalb eine Äusserung verletzend sein kann. Indem wir Aufklärung leisten, bekämpfen wir den latent vorhandenen strukturellen Rassismus und Antisemitismus, der auch in der Schweiz vorhanden ist.

Woran zeigt sich dieser?

Stellen- und Wohnungssuchen werden wegen ihrer Hautfarbe oder ihres Namens benachteiligt. Ein Fussballspieler wird während eines Fussballspiels als Drecksjude bezeichnet. Schüler malen Hakenkreuze auf ihr Pult oder verwenden beim Abbiegen bei der Veloprüfung den Hitlergruss.

Haben Sie selbst in Ihrem Alltag Antisemitismus erlebt?

Als Jüdin in der Schweiz begegne ich vor allem dem Alltagsantisemitismus. Das sind Kommentare von Freunden und Bekannten, die die Juden als besonders mächtig empfinden oder mich nicht zu hundert Prozent als Schweizerin sehen. Dass diese Ansichten antisemitisch sind, scheint den wenigsten bewusst zu sein. Was diese Situationen besonders schwierig macht, ist, dass man nicht ernst genommen wird, wenn man die Personen auf diese verletzenden Kommentare anspricht. Dass man oft als übersensibel abgestempelt wird, führt leider dazu, dass viele jüdische Menschen nicht reagieren, wenn sie Antisemitismus im Alltag begegnen. Um die Bevölkerung auf diese Missstände aufmerksam zu machen, haben wir verschiedene Bildungsangebote lanciert.

Wie sehen diese aus?

Wir unterstützen zum Beispiel Lehrpersonen unter bestimmten Voraussetzungen finanziell, wenn sie in Polen ein Konzen-

trations- oder Vernichtungslagerlager anschauen wollen. Gerade weil es immer weniger Zeitzeugen gibt, ist es wichtig, dass das Geschehene anschaulich gemacht wird. Die Schüler sollen merken, dass, unabhängig von der betroffenen Bevölkerungsgruppe, solche Gräueltaten immer wieder passieren könnten. Wir haben ausserdem ein E-Learning-Tool, um die Hintergründe diskriminierender Begriffe zu erklären und planen ein Bildungsprojekt für Gymnasiasten.

Wie muss sich unsere Gesellschaft ändern, damit alle sich wohl fühlen?

Weil Rassismus und Antisemitismus gesamtgesellschaftliche Probleme sind, reicht nicht nur ein Ansatz. Auch ein neuer Gesetzesartikel allein nützt wenig. Es ist an jedem von uns, die eigenen Vorurteile zu analysieren. Wichtig scheint mir vor allem auch ein Bewusstsein darüber, dass auf Worte immer auch Ta-

ten folgen. Ich glaube jedoch, dass die Zeit für uns arbeitet. Inklusivität ist heute viel mehr ein Thema als früher, vor allem auch bei der jüngeren Generation.

Sie haben sich schon im Studium mit Rassismus beschäftigt, jetzt auch im Beruf. Wie sind Sie dazu gekommen?

Mich interessieren die Brennpunkte, wenn unterschiedliche Werte aufeinanderprallen, wenn Religion, Politik, Geschichte überlappen und sich auf die Gesellschaft auswirken. Ich bin gerne im Austausch mit Menschen und geniesse es, ein Spannungsfeld auszuloten und mir zu überlegen, wie ich mit dieser Person, die vollkommen anders denkt als ich, ein Gespräch führen kann. Ich habe nicht den Anspruch, die Welt zu verändern, da kann man nur verlieren. Wenn das Gespräch gut verläuft aber habe ich vielleicht etwas bewirkt, auch wenn es nur im kleinen Rahmen ist.

Zur Person

Dina Wyler ist seit August 2020 Geschäftsführerin der Stiftung gegen Rassismus und Antisemitismus (GRA). Die GRA ist konfessionsneutral und setzt sich für Menschenrechte und Toleranz ein. Die 28-Jährige studierte in Zürich Politologie und absolvierte einen Master in Internationalen Beziehungen und Religion in Boston. Anschliessend arbei-

tete sie zwei Jahre in New York für das Shalom Hartman Institute, einem Think Tank, der sich mit aktuellen Fragestellungen bezüglich Judentum beschäftigt. Als sie aufgrund der Corona-Pandemie für einige Wochen zurück in die Schweiz reiste, entschied sie sich zu bleiben und fand dann bei der GRA ihre persönliche Traumstelle. (rau)